

Feuilleton

Politik und Mafia

Performance „Innocence“ in den Sophiensälen

DORIS MEIERHENRICH

Bis die auf der Bühne liegenden Autotrümmer an diesem Abend zum Einsatz kommen, ist ihre Geschichte bereits erzählt. Die queere Performer:in Göksu Kunak steht im engen, schwarzen Lederkleid vor einem großen Flammenbild, das aus der Explosionsgeschichte vom Blatt. Und langsam bauen ihre eigenartig disparaten Textbausteine aus historischen Hintergründen und kulturtheoretischen Assoziationen einen Unfall zusammen, der vor dreißig Jahren im nordtürkischen Susurluk passierte und an den Grundfesten (nicht nur) der türkischen Demokratie rüttelte.

Damals saßen drei so mächtige wie zwielichtige Männer zusammen in einem schwarzen Mercedes, als ein Lkw sie rammte, zwei von ihnen in den Tod riss und damit zugleich die Maske vom freundlichen Gesicht der aufstrebenden Demokratie. Denn bei den Männern handelte es sich um den international gesuchten Auftragskiller, Drogenhändler und Führer der nationalistischen Grauen Wölfe Abdullah Çatli, den ehemaligen Polizeipräsidenten Istanbuls und einen konser-



Göksu Kunak entlockt den Wracks von Limousinen finstere Geschichten. EGE DANDIN

vativen Politiker, dessen enge Verbindungen bis in höchste Regierungskreise reichten.

Speziell die Gestalt Çatlis in diesem Wagen enthüllte nicht nur die peinliche Kooperation einzelner Staatsbeamter mit der Drogenmafia, sondern vielmehr etwas, das man „tiefen Staat“ nennt und die schmutzige Hinterseite eines ganzen Staatsapparates meint. Dass nicht nur die Türkei solche Schatten wirft, sondern ganz Westeuropa bis hin in die USA, zeigte dieser Çatli besonders klar, denn er diente gleich mehreren westlichen Geheimdiensten als verdeckte Kampfmaschine und entkam juristischen Folgen immer auf wundersame Weise.

Schon der bloße Unfallbericht von Göksu Kunak streckt sachte weitreichende Fühler aus, die das Ereignis nicht einfach nachbeten, sondern in einem großen, zeithistorischen Rahmen abtasten und zugleich eine kapitalismuskritische, queertheoretische Lesart einziehen. Nach dem Susurluk-Wrack auf der Leinwand erscheint bald das demolierte Auto, in dem Lady D. kurz darauf umkam, und später stürmt die glatzköpfige Britney Spears noch aus einem anderen Wagen zur Abwehr gegen Paparazzi. Mit all diesen Crashes haben sich Machtperspektiven enthüllt und verschoben. Kunak und die fünf wunderbaren Mitperformer bringen sie nun zum Tanzen.

„Innocence“ ist ein gedankenscharfer, kühner Saisonauftakt und – gefördert durch den Fonds Darstellende Künste – eine kreischende Mahnung an Claudia Roth und ihre skandalösen Kürzungspläne für die Freie Szene.

Innocence. Bis Sonnabend, jeweils 20 Uhr in den Sophiensälen, Tel.: 2835266 oder sophiensaele.com

Mögen die Leute noch so konsterniert auf seine Bilderserien schauen, noch so befremdet reagieren und meinen, linker und rechter Extremismus gehörten nicht in einen Topf – der Berliner Schauspielersohn und prominente Fotograf Andreas Mühe, 1979 geboren in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), arbeitet trotz Kritik unbeirrt an diesem Thema weiter: Deutschlandbilder. Theatralisch und zugleich distanziert inszeniert. Konstatieren, irritieren, durch Absurdes beunruhigen, provozieren, das ist Mühes Stil. Sein Markenzeichen.

Er fotografierte fiktiv arrangierte Szenarien mit den wie in Bühnenstücken als surreale Wiedergänger auftauchenden Protagonisten des linken und rechten Terrors. RAF und NSU, jene Unholde, die das Gemeinwesen in den Siebzigern und abermals in den Neunzigern, bald nach der Wiedervereinigung in Angst und Schrecken versetzten und Legislative wie Exekutive samt Geheimdienst überforderten.

Derzeit hängen in einem Leipziger Wissenschaftszentrum Mühes inszenierte RAF-Terroristen Bader, Ensslin, Raspe sowie des NSU-Trios Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe. Dieser Showdown der Demokratiefeinde, fotografiert als Totenmasken des Terrors, erfährt nun zur Berlin Art Week in der im idyllischen Dahlem gelegenen Galerie Bastian seine unidyllische Fortsetzung. Als fotografisches Theatre Macabre. Wieder zwingt der rastlose Künstler zu einem unverstellten Blick auf die Banalität des Bösen, wie Hannah Arendt es der Welt als so simple wie hochkomplexe Erkenntnis beschrieb.

Mühe hat sich, wie immer vor seinen farbigen Foto-Inszenierungen, die originalen Orte (die Gefängniszellen in Stammheim und den seit 2012 zugesperrten Rechtsradikalen-Club in Jena) angeschaut. Dann hat er Kulissen und Mobiliar gebaut, Schauspieler engagiert und in einer leeren Pankower Fabrikhalle unweit seines Studios die „Zellen“ der drei RAF-Terroristen im Hochsicherheitstrakt Stammheim nachgestellt. Ebenso jenen düsteren Club im Keller eines Jenaer Plattenbaus, wo sich das NSU-Trio kennengelernt, Rechtsrock gehört, seine obsessive sexuelle Dreiecksbeziehung entfaltet und sich radikalisiert hatte.

Als Graffiti an der Club-Wand haben Mundlos und Böhnhardt ihre Liebeserklärung an „Beate“ Zschäpe hinterlassen. 1998 tauchten die drei ab. In der Folge ermordete das Trio Infernal quer durch Deutschland acht Türkischstämmige, einen Griechen und eine junge Polizistin. Bis November 2011, der Enttarnung der neonazistischen Zelle, waren die Medien täglich voller Meldungen über deren Verbrechen und noch weit darüber hinaus über das klägliche staatliche Versagen.

Mühe zeigt nun drei Gestalten, die in einer dunklen Ecke des Clubs zusammenhocken fast wie ein Knäuel, die Springerstiefel mit leuchtend weißen Schnürsenkeln, das Erkennungszeichen für Rechtsradikale. Über den Gesichtern weiße Masken, wie sie bei rechtsradikalen Aufmärschen und Demos getragen werden. Auch die drei RAF-Figuren tarnen sich mit diesem Mummenschanz. Die Zellen-Waschbecken und Kloschüsseln sind überdimensional vergrößert, fast bedrohlich wie in einem surrealistischen Gemälde. In einer Serie zitiert Mühe gar den Suizid von Bader, Raspe und Ensslin in der Nacht des 18. Oktober 1977, nachdem diese im Radio gehört hatten, dass die RAF-Geiseln des entführten Flugzeugs „Landshut“ befreit wurden. Mühe zeigt den finalen Akt abstrakt. Die Männer haben sich jeweils einen Pistolen-Schuss gesetzt. Ensslin verschwindet, stehend auf einem Stuhl, einfach hinter einer Decke vor dem Fensterkreuz, an dem sie sich erhängt.

Filmartig, aber distanziert führt Mühe vor, wie Extremismus auf die Täter zurückschlägt. Noch stärkerer Tobak sind seine Fotos von Katzen. Mit ihnen erinnert der Fotokünstler

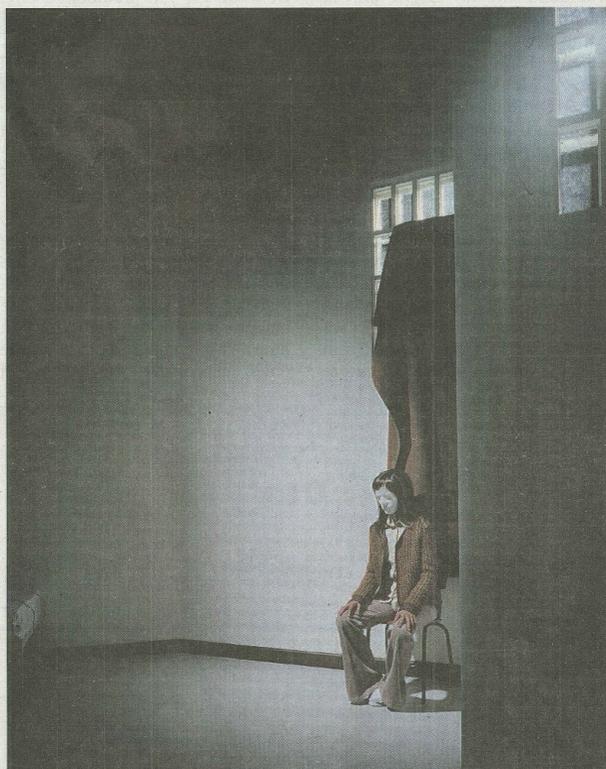


„NSU Jugendklub Jena I“: Andreas Mühe inszeniert das NSU-Trio Mundlos, Böhnhardt, Zschäpe maskiert am Ort der Radikalisierung. VG BILDKUNST 2024/ANDREAS MÜHE/GALERIE BASTIAN (2)

Was in der Demokratie geschehen kann

RAF, NSU und ein schwarzer Freitag:
Der Berliner Fotokünstler
Andreas Mühe setzt bei der Art Week
in der Galerie Bastian mit fiktiven
Szenarien seine Terrorismus-Serie fort

INGEBORG RUTHE



„RAF Zelle Stammheim – letzter Vorhang I“ (Ensslin)

auf bizarre Weise daran, dass NSU-Täterin Beate Zschäpe kurz bevor sie ihre Zwickauer Wohnung in Brand steckte, nachdem ihre Spießgesellen sich mit ihrem Wohnwagen in die Hölle gesprengt hatten, ihre rotfellige Katze noch zu einer ahnungslosen Nachbarin gebracht hatte. Zschäpe verbrannte nicht; sie wurde verhaftet. Mühe will, dass an dieser Stelle, gerade mit den niedlichen Katzenbildern die Gefühle der Betrachter vollends in den Zwiespalt rutschen, er will es uns nicht ersparen. Er verstört, er provoziert mit seinen Täter-Szenarien. Die Bilder sind eine Zumutung, denn wir müssen sie lesen als Belege wahrer, grauenhafter, politischer Geschehnisse, als fatale Konstellation.

Mühe weiß, wie sehr die Betrachter hin- und hergerissen sind zwischen dem, was sie wissen und zu sehen glauben. Und dem Gefühl der Ablehnung oder Skepsis. Diese Skepsis hat der Berliner Kunstsammler und Kurator Heiner Bastian, Vater des Galeristen Aeneas Bastian, der Andreas Mühe für diese Ausstellung eingeladen hat. Heiner Bastian bezweifelt das ausgestellte künstlerische Werk. Sein kunstkritisch-philosophisches Essay liegt für die Besucher in Form eines nachdenklichen Briefes an Mühe als gebundenes Heft aus. Und es enthält den Antwort-Brief des Fotokünstlers.

Diese Blätter bieten intellektuellen Debatten Zündstoff: Denn Heiner Bastian sieht Mühes „Freitag den 13.“-Zyklus „im Kontext der unaufföhrlichen, nie abreisenden Bilder des Grauens“. Er hält die Taten von RAF und NSU samt Nachwirkungen durch die Arbeiten von Gerhard Richters Stammheim-Zyklus künstlerisch bereits ultimativ dargestellt und meint, dass eine künstlerische Bewältigung der verbrecherischen linken wie rechten Ideologien in einem Zuge zum Scheitern führen müsse. Er erinnert an das Dilemma der RAF-Ausstellung 2014 in den Berliner KW.

Heiner Bastian sieht gar die Gefahr einer Empathie mit den Tätern. „Kann die Kunst Transzendenz der Gewalt, Trauer oder des Verbrechens sein? Ich befürchte, sie kann es nicht“, schreibt er. Mühes Werke unterlägen „einem falschen Mythos“ und er zitiert aus Platons „Politeia“ die „unwürdige Begierde, das Böse sehen zu wollen“. Und fragt: „Was überhaupt können uns Bilder des Schreckens lehren?“

Der Künstler Andreas Mühe antwortet mit seiner Biografie „des Aufwachens mitten im Zusammenbruch des längst erodierten Gesellschaftssystems (DDR)“. Er könne, erwidert der Künstler seinem Kritiker, nicht übers Fotografieren reden, aber über Walter Benjamins „Engel der Geschichte“. Mühe sagt, dass er sich „auf einem Zeitstrahl der Geschichte“ bewege, dass er „die Ereignisse übereinander schiebe und vertausche“. Gerhard Richter habe die RAF-Täter zu Grabe getragen. Er könne nicht anders, als die Toten – RAF wie NSU – wieder aus ihren Gräbern zu holen. Ja, das sei „eine Schändung an sich“, denn Richters Zyklus proklamiere eine Endgültigkeit, als er es schaffte, die Terroristen als Opfer ihrer eigenen Ideologie darzustellen. Ein Schlusspunkt.

Der Fotograf meint, RAF und NSU „in einen Topf zu werfen, macht deren Opfer nicht mehr lebendig“. Aber er wolle künstlerisch betonen, dass beide Gruppen, links wie rechts, aus politischer Überzeugung morden. Und dass Mörder zu Selbstmördern wurden. In beiden Sets tragen die Figuren Totenmasken, als Theater- oder Karnevalsmaske, wie eine Monstranz. Die Darsteller auf Mühes Bildern verkörpern eine Existenzform, die es so nicht gibt. Die „Lebensorte“ dieser Untoten sind jetzt Kulissen. Andreas Mühe dazu: „Große deutsche Oper oder Telenovela? Ich wage ein Tänzchen mit der Banalität. Nein, nicht als Voyeur des Bösen und Schrecklichen, sondern ich arbeite an deren Aufklärung.“

Freitag den 13. Galerie Bastian, Taylorstr. 1, Dahlem, bis 30. November, zur Art Week täglich, danach Mi-Sa 11-17 Uhr

Wenn Mama das Koks besorgt

Erster „Tatort“ nach der Sommerpause

TORSTEN WAHL

Volle 17 Wochen hat sich die ARD Zeit gelassen, um mal wieder einen neuen „Tatort“ zu zeigen. Der Neustart nach der überlangen Sommerpause wird mit einer Drohung angekündigt: Die Wiener Kommissare, beide Mitte 60, sollen rappen!

Zu Beginn tritt HipHop-Star Ted Candy vor sein Publikum und disst auf der Bühne einen Konkurrenten. Nach dem Auftritt lässt er sich von seiner Mutter (!) eine Linie Koks reichen, rast mit dem Motorrad davon und wird kurz darauf in einer Tiefgarage erschlagen aufgefunden – unweit des Tonstudios seines früheren Freundes und heutigen Gegners Akman 47.

Das Opfer war nur Jung-Kommissarin Meret Schande (Christiana Scherrer) ein Begriff: Sie erklärt ihren älteren Kollegen, er sei der „fescheste Rapper Wiens“ gewesen. Moritz Eisner (Harald Krassnitzer) bleibt auf Distanz und fragt, ob Videos mit „aufgeblasenen Muskelkasperln, sexistischen Texten und teuren Autos“ nicht komplett aus der Zeit gefallen seien. Seine Kollegin Bibi Fellner (Adele Neuhauser) vertieft sich so stark in diesen „Shit“, dass sie nachts Alpträume bekommt und sich selbst in der Rolle von Ted Candy sieht – mit Moritz Eisner mit Pistole im Anschlag auf der Gegenseite.



Team Wien: Harald Krassnitzer, Adele Neuhauser und Christina Scherrer ORF/DPA

Regisseurin Mirjam Unger war früher als Musikjournalistin in der Szene unterwegs und lässt hier nicht nur Schauspieler rappen, sondern Rapper schauspieln. So wird der erschlagene Ted Candy, der in Videos weiter präsent ist, von Aleksandar Simonovski gespielt, der real als „Jugo Ürdens“ erfolgreich ist. Der Krimi lässt die gesamte Bandbreite der Szene aufmarschieren: Während Emo-Rapper Candy auf Gefühle setzt, baut Gegner Akman 47 (Murat Seven) auf Gangster-Posen der ganz alten Schule, erinnert an Figuren wie Bushido. Der Newcomer Bashir (gespielt vom Rapper Frayo 47) dagegen bringt in holprigen Reimen seine Herkunft aus Westafrika ins Spiel.

Interessanter als die Kerle mit der großen Klappe sind die Frauen neben ihnen – sie haben in Wirklichkeit das Sagen. Die Kontrolle im Studio von Akman hat Sarah (Salka Weber); die Antreiberin von Bashir ist Dalia, verkörpert von der HipHoperin Kiara Hollatko aka KeKe. Und das Opfer lebte eng zusammen mit seiner umtriebigen Mutter (Edita Malovic) – der Frau mit dem Koks.

Das Drehbuch von Franziska Pflaum und Samuel Deisenberger ist nicht besonders originell. Der Krimi wirkt nicht übermäßig spannend, bleibt aber dank des Figurenreichtums und der professionell inszenierten Videos durchaus abwechslungsreich. Für besondere Erleuchtung sorgt die Zusicherung, dass sich Fellner und Eisner zwar tief in die Szene hineingearbeitet haben, dass Adele Neuhauser und Harald Krassnitzer aber nicht vorhaben, noch mal im Rap-Video aufzutreten oder gar selbst zu singen.

Tatort: Deine Mutter. Sonntag, 15.9., 20.15 Uhr, ARD, danach in der Mediathek